



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kaiser Karl V.

Werden und Schicksal einer Persönlichkeit und eines Weltreiches

Brandi, Karl

München, 1942

Reichstände und Regiment. Soziale Kämpfe. Dänische Wirren

[urn:nbn:de:hbz:466:1-71753](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-71753)

Die Reichsstände und das Regiment. Soziale Kämpfe Dänische Wirren

Karl V hatte 1521 das Deutsche Reich der Statthalterschaft seines Bruders Ferdinand und einem Reichsregiment unter dem Vorsitz des Pfalzgrafen Friedrich überlassen; seinem Bruder außerdem den größten und wichtigsten Teil der österreichischen Erblande zu anerkanntem Besitz; den anderen, einschließlich Württembergs, wenigstens vor der Öffentlichkeit, nur zur Verwaltung. Ihm selbst war nichts verblieben, als die Verschuldung gegenüber seinen Wahlfürsten und Ferdinand, sowie stattliche Reste der Schulden des Großvaters Maximilian. Die Reichsregistraturbücher enthalten für die nächsten Jahre nur monatlich rund ein Duzend kaiserlicher Verfügungen ganz untergeordneter Art, zum größten Teile geistliche und weltliche Lehnssachen, vielfach zugunsten von Reichs- und Hofbeamten, oder nebensächliche Angelegenheiten der Reichsstädte. Natürlich bestanden immer Möglichkeiten einer Appellation von dem Regiment an den Kaiser, aber dieses selbst erhielt auf seine dringendsten Fragen und Klagen zumeist keine Antwort. Auch die Handlungen der Stände regelten sich wohl nach einer unsichtbaren Linie kaiserlicher Politik, die von den letzten Reichsordnungen hinüberwies zu dem, was man von einer einstweilen noch ganz unbestimmten Wiederkehr des Kaisers erwartete; mehr noch nach dem bescheidenen Maß ihrer landschaftlichen Notwendigkeiten und Einsichten.

Die für die deutsche Geschichte unendlich wichtige Haltung des Reichsregiments und einiger entschlossener ständischer Räte in Sachen Luthers wird uns in ihren Folgen noch beschäftigen. Papst Adrian hatte zum Reichstage nach Nürnberg 1522 den Nuntius Ghierregati entsandt, der selbstverständlich die Vollstreckung des Wormser Edikts und das Vorgehen gegen Luther forderte, aber gemäß seiner Instruktion zugleich eine gründliche Reform der römischen Kurie versprach unter offener Anerkennung ihrer Mitschuld an dem Verfall der Kirche. Wie wir den frommen Niederländer kennengelernt haben, war es ihm damit sicher furchtbarster Ernst. So häßlich sie in Rom von ihm sprachen, so großartig hat er der Kirche mit diesem weltgeschichtlichen Bekenntnis gedient; es war der erste Schritt zur Gegenreformation. Die Deutschen freilich mochten gerade aus diesem Geständnis den Mut entnehmen zur Ablehnung des Edikts, damit es nicht, wie sie sagten, scheine, „als wolle man evangelische Wahrheit vertruken und unchristliche beschwerliche Mißbräuche handhaben“. Noch in dem Entwurf des Abschieds vom 5. Februar 1523 und in dem Beschluß des Nürnberger Reichstags von 1524 klingt dieselbe Stimmung nach. Auf diesem zweiten

Reichstage war sogar ein Kardinallegat, Campegio, erschienen, der seinem Unwillen über die bisherige Haltung der Stände unverhohlen Ausdruck gab, es gleichwohl nicht verhindern konnte, daß die Stände am 18. April zwar nicht das gefürchtete Nationalkonzil, wohl aber eine auf den nächsten Martinstag nach Speyer einzuberufende „gemeine Versammlung deutscher Nation“ beschloßen, um dort endgültig darüber befinden zu lassen, „wie es bis zu Anstellung eines gemeinen Concilii“ gehalten werden solle. Gleich dem päpstlichen Legaten lehnte auch der Kaiser diese Nationalversammlung ausdrücklich ab. Sonst aber war er an allen diesen Dingen unbeteiligt.

Selbst Erzherzog Ferdinand, der es an Eifer nicht fehlen ließ und wenig Dank dafür hatte, war in seinem Alter von knapp zwanzig Jahren, lange Zeit ohne lebendige Beherrschung der deutschen Sprache und erst recht ohne Überblick über die deutschen Dinge, noch keine irgend entscheidende Figur. Er fühlte sich in den gebundenen Verhältnissen seiner Erblande genau so unbehaglich wie in seiner Reichsstatthalterschaft, und der Spanier Salamanca, dem er vor allem seine Finanzgeschäfte überließ, machte längst böses Blut in den Erblanden wie im Reich. Fürsten und Räte regten sich auf über den Emporkömmling aus Burgos, der es zum Freiherrn gebracht und in Innsbruck unlängst seine Hochzeit mit einer Gräfin Eberstein begangen hatte; „so lang Innsbruck bestanden“, heißt es in einem Bericht darüber, „ist fölllich Köstlichkeit von Gold, gülden Ketten und Luchern — auch mit Rennen, Stechen, Turnieren — nie gesehen worden“.

In einer gewissen angeborenen Art sehnte sich Ferdinand nach kriegerischer Betätigung oder wenigstens nach freierer Bewegung. Mit dem Kaiserhof durch seine unbefriedigten Ansprüche auf die versprochenen Renten in unausgesetzter Verbindung, spannte er seine Forderungen über die Veröffentlichung des Geheimabkommens vom Februar 1522 zum offenen Verlangen nach seiner Wahl zum römischen Könige, ohne sich darüber klar zu werden, daß die kaum begründete Stellung seines kaiserlichen Bruders im Reich einen so weitgehenden Verzicht auf dessen Machttitel in Deutschland einstweilen weder aus persönlichen noch aus sachlichen Gründen verfrug. Seine Gesandten Henricourt und Salinas, von denen der letztere noch Jahre lang aus Spanien anschaulich berichtete, sollten dem Kaiser seine üble Lage vorstellen; auch daß er dem Herzog Georg von Sachsen zur Abdeckung eines Teils der alten Schulden die schönsten Kleinodien geopfert habe. Gleichwohl versprach er allein für die Erfüllung seiner nächsten Wünsche schon 200 000 Gulden, die er nur leider nicht besaß. Der Bescheid des Kaisers an ihn war dürftig und hinhaltend. Doch muß betont werden, daß unter dem Mißvergnügen des Erzherzogs weder die Ergebenheit noch die Hilfsbereit-

schaft gegenüber seinem kaiserlichen Bruder gelitten hat. Durch Bredam machte er 1524 weitere freundliche Erbietungen.

Karl und seinen Beratern fehlte es nicht an reichlichen und guten Nachrichten aus Deutschland. Natürlich waren alle irgendwie gefärbt; in ihrer Art auch die ausführlichsten und am meisten habsburgisch gedachten Mitteilungen Ferdinands. Seitdem wir sie wenigstens für die ersten Jahre in der vollkommensten Ausgabe besitzen, überschauen wir in ihnen am bequemsten alle Reichs- und Hausangelegenheiten, ganz besonders aber das Verhältnis zwischen den Brüdern, das zeitlebens merkwürdig einheitlich und fest geblieben ist. Ferdinand ging zumal in diesen Jahren in den Fragen der universalen Politik innerlich gänzlich mit dem Kaiser. In Deutschland fühlte er sich noch nicht recht heimisch. Vom Luthertum sagte er in vulgärer Meinung und wohl nicht ohne Einfluß auf Karl, es habe zwar entschlossene Gegner unter den Gelehrten von tadellosem Lebenswandel, aber noch mehr Anhänger, denen die Masse folge, weil sie deutsch schrieben; sie verachteten die Sakramente und den Zölibat, zweifelten die göttliche Natur Christi an, schätzten alle Obrigkeit gering, Papst, Kaiser und Fürsten; sie begingen auch allerlei Gewaltthaten, obwohl sie den Frieden im Munde führten. Am meisten lag Ferdinand daran, in dem Kampf mit Frankreich um Italien mitzuwirken; er riet, den Herzog von Mailand zu beseitigen, das Herzogtum zum Reiche zu ziehen und seiner Verwaltung mit zu unterstellen. Ebenso möchte er das Elsaß mit Hagenau in Erbbesitz haben, nachdem er so wichtige Grenzbezirke zur Befriedigung der Venezianer abgetreten; gern auch die Franche Comté. Diese jungen Habsburger waren offenbar belastet mit der Leidenschaft ihres Großvaters Maximilian, in das Weite zu gehen, statt wie die deutschen Territorialfürsten als gute Hausväter im Kleinen etwas gewissenhaft aufzubauen.

Die Kämpfe der Städteboten auf den Nürnberger Reichstagen um die wirtschaftlichen Projekte des Regiments und um die praktische Auswirkung ihrer Reichsstandschaft verliefen einigermaßen im Sande. Die wichtigste Einzelfrage, die aus diesen Verhandlungen bis an den Kaiserhof nach Spanien durchdrang, ob und wie man den Unterhalt von Regiment und Kammergericht durch einen Reichszoll bestreiten solle, und dann, ob es angezeigt sei, die aufsteigenden Gefahren eines unbegrenzten Kapitalismus in „Monopollen und Fürkauf“ zu unterdrücken, wurden hier begreiflicherweise in städtefreundlichem Sinne betrachtet und behandelt. Wer sollte auch dem Kaiser seine Kriege finanzieren, wenn nicht die Städte und die großen Handelshäuser? Eine Kommission, bestehend aus Maximilian Transilvanus, La Roche, Hannart und dem Propst von Waldkirch, verhandelte zu Valladolid im August 1523 mit den Städte-

boten, und der Propst gab im Namen des Kaisers entgegenkommenden Bescheid. Zu besonderen Bewilligungen erklärten sich die Boten freilich nicht beauftragt; aber es hat den Anschein, als seien die beteiligten Handelshäuser dem Kaiser trotz hoher schwebender Schulden gerade jetzt nochmals mit Wechselln zu Diensten gewesen.

Bezeichnend für die im Grunde zeitlebens durchaus burgundische Einstellung des Kaisers zum Reich bleibt die Tatsache, daß er sich auf dem zweiten Nürnberger Reichstag durch einen dieser Niederländer, Jean Hannart, Herrn von Likerke, vertreten ließ, dessen Berichte vom Februar bis zum April 1524 entsprechend gleichzeitig an Margarete wie an den Kaiserhof gingen. Aus ihnen erfahren wir Näheres von der Unzufriedenheit der Kurfürsten und besonders des Pfalzgrafen Friedrich über das Ausbleiben der ihnen versprochenen Bezüge, sowie von der Einstellung der Stände zum Reichsregiment, das sie seit den Tagen Maximilians so begierig verlangt hatten und nun, wo sie es besaßen und es Anforderungen an sie selbst stellte, verwünschten. Hannart hatte dafür keine Weisung, glaubte aber im Sinne der habsburgischen Macht zu handeln, wenn er nun seinerseits zusammen mit Ferdinand an dem Regiment festhielt und sogar die Hälfte der Kosten für das Regiment und das Kammergericht auf den Kaiser nahm. Erzherzog Ferdinand schien ihm bei seiner Unerfahrenheit den Wünschen der Fürsten nach einem römischen Könige noch nicht zu entsprechen. Umgekehrt war Ferdinand sehr unzufrieden über Haltung und Ton Hannarts, beschwerte sich bei seinem Bruder in einem eigenhändigen Schreiben vom 11. Juli 1524 über die angebliche kaiserliche Instruktion, die in der Tat von Spanien aus verleugnet wurde, und erhielt das Versprechen genauer Untersuchung gegen Hannart.

Im übrigen lagen die wichtigsten Aufgaben Hannarts auf dem Gebiet der Außenpolitik, und hier hat Ferdinand, auch nachher noch, Hannart durchaus zu fördern gesucht. Als die Hauptsache erschien die Türkenhilfe für Ungarn. Denn Ende August 1521 waren Belgrad und Semlin türkisch geworden; der damals gefürchtete Fortgang des Vordringens nach Ungarn war vorübergehend aufgehalten durch die Sammlung aller Streitkräfte Suleimans auf die Eroberung von Rhodos, des letzten christlichen Stützpunktes in der türkischen Welt. Aber nach dem Fall der Johanniterfeste, kurz vor Weihnachten 1522, mußte man eine von steigender Geringschätzung der Christenheit getragene Wiederaufnahme des Vorstoßes an der Donau erwarten. So blieb die stattliche ungarische Gesandtschaft in Nürnberg nicht ohne Gehör. Das Verhältnis des Erzherzogs zu seiner ungarischen Schwester, die unmittelbare Gefährdung des letzten christlichen Königreiches vor der Reichsgrenze und damit

die Bedrohung Österreichs konnten schon zu einer eifrigen Thätigkeit anregen. Aber nur nach vielem Ach und Weh verstanden sich die Stände zur Bereitstellung der Hälfte der von ihnen schon in Worms bewilligten Romhilfe. Der Kurfürst von Sachsen meinte, eines Tages werde der Kaiser die in Worms verheißene Hilfe doch begehren; in Wahrheit war das nur eine der vielen Ausreden.

Dieselbe engräumige Gesinnung und zugleich ein sonderbarer Mangel an Stolz verriet sich in der kurzfristigen Idee der Stände, gleichzeitig an den König von Frankreich und an den Kaiser eine Gesandtschaft zum Zweck des Friedens und der Sammlung aller Kräfte gegen die Türken zu entsenden; wobei sie sich auf die entsprechenden Bemühungen des Papstes beriefen. Hannart und Ferdinand stellten ihnen im April lange vergeblich vor Augen, daß die beste Sammlung in der Unterstützung ihres Kaisers liege und daß der geplante Schritt sich genau im Gegensinne auswirken würde. Ferdinand ging eines Tages noch weiter. Er sagte einigen Fürsten in lateinischer Sprache, daß er aus Pflicht gegen den Kaiser schlimmstenfalls etwas tun müsse, was ihm nicht lieb sei. Die gereizten Fürsten gaben das weiter an die Stände, und diese protestierten schriftlich. Ferdinand antwortete auch seinerseits schriftlich, zeigte sich befremdet über die Indiskretion und erläuterte seine Worte nun allerdings dahin, daß er als Statthalter des Kaisers ihnen als den Vasallen eine solche Botschaft verbieten würde — was sie erst recht erregte, da sie sich, wie Hannart sagte, behandelt fühlten *à la façon d'Espagne*. Wie oft sollte in späteren Jahren dieses Wort in Deutschland noch wieder klingen!

Hannart hatte nebenbei die delikate Mission, den kursächsischen Hof wissen zu lassen, daß man sich die früher versprochene Verbindung der Infantin Katharina mit dem Kurprinzen aus dem Kopfe schlagen möge. Ferdinand war in einer seiner Botschaften an den Kaiserhof seinerseits noch dafür eingetreten, die beiden Schwestern Eleonore und Katharina an deutsche Fürsten zu verheiraten. Dem Kaiserhof aber lagen nun schon spanisch-portugiesische Interessen näher.

Auch die Ehe der vierten Schwester spielte in die Nürnberger Verhandlungen hinein. Isabella von Dänemark erschien hier mit ihren drei Kindern für einige Wochen, Ende März bis Anfang April 1524, zu Besuch ihres Bruders mit der Bitte um Hilfe.

Christian II hatte es im Bereich der Nordischen Union bald mit allen verdorben. Mit den Schweden und Lübeck, wie wir schon gehört haben, zuerst. Dann mit den dänischen Ständen und entscheidend mit seinem Oheim Friedrich von Holstein, den er nach dessen Meinung um sein Erbteil bringen wollte unter Lösung Holsteins und Lübecks aus dem Reich. Ein letzter Versuch bei den

Ständen in Jütland brachte dem Könige seine bereits hoffnungslose Lage vollends zum Bewußtsein. Er rüstete zwar noch Kopenhagen zur Verteidigung, ging aber selbst mit Frau und Kindern am 14. April 1523 als landflüchtiger Mann in See. Mit etwas mehr als einem Duzend Schiffen und vier- bis fünfhundert Leuten begab er sich in die Heimat Isabellas und landete unter Aufgabe des ersten Planes, in die Südersee einzulaufen, mit Zustimmung des Admirals Adolf von Burgund in Vere auf Walcheren — für die Familie seiner Frau und die Interessen der Niederländer ein unerwünschter Gast.

Alle seine Bemühungen, hier für seine Heimkehr zu werben und zu rüsten, schlugen fehl. Der Statthalter von Holland, Hoogstraeten, lehnte ihn fast schroff ab. Auch Margarete, so rührend sie sich gegen die drei Kinder Hans, Dorothee und Christine erwieis, blieb politisch notgedrungen reserviert, denn es fehlte gerade noch, daß der in der Ostsee zunehmend aufblühende Handel der Niederländer durch Verbindung mit der Sache des bankerotten Königs mutwillig wieder zerstört würde. So gut wie alle Ostseemächte standen damals gegen ihn. Daß umgekehrt die Lübecker und ihre Verbündeten die Hilfe des Kaisers und der Niederländer für Christian II fürchteten, begreift sich; die Gefahr der niederländischen Konkurrenz wäre dann für sie in der Tat eine sehr große geworden. Aber sie täuschten sich über die Machtmittel des Kaisers und die bei allem Temperament doch sehr reale Klugheit der Regentin. Die Niederländer brauchten zu nötig Getreide und Holz von der Ostsee, als daß sie diese Dinge leicht genommen hätten. Dementsprechend fand der lübische Sekretär Paul vom Felde eine freundlichere Aufnahme als der König. Einzelne niederländische Häfen übten wohl Repressalien gegen die als Schutz der Blockade von Kopenhagen gedachte Schließung des Sundes. Aber das dauerte nicht lange.

Christian hatte auch mit England angeknüpft; er bekam nur schöne Worte. Noch weniger wurde etwas aus seiner Verbindung mit Schottland und Frankreich, von der man redete. Besseres erhoffte er von Norddeutschland, vielleicht von seinem Schwager, dem Kurfürsten von Brandenburg, oder seinen lutherischen Glaubensgenossen. Nach Hamburg war eine Tagung anberaumt, die auch der Papst und der Kaiser, Erzherzog Ferdinand und die Nachbarn beschicken sollten. Isabella versuchte es inzwischen, bei ihrem Bruder Ferdinand 20000 Gulden aufzunehmen. Die Stimmung ihr gegenüber war zurückhaltend, wenn auch nicht ohne Teilnahme. Ihren Mann lehnte man ab. Die Stände waren durch die gegen ihn gerichteten Anklagen Friedrichs von Holstein vorbereitet. Am 8. Juni 1523 hatten die Dänen diesen in Roskilde zum

Könige gewählt; er selbst schrieb an die deutschen Reichsstände unter dem 6. Januar 1524. Hannart erzählt, daß die Königin auf Fragen nach den Schandtaten ihres Gemahls würdig geantwortet habe. Andere aber hatten die Klagen bestätigt. Ferdinand entfetzte sich auch darüber, daß seine Schwester in Nürnberg das Abendmahl unter beiderlei Gestalt mit beging. Von hier aus ist wohl auch Luthers Kritik an Christians Begnern zu verstehen. Daß freilich deshalb die Nürnberger oder andere Glaubensgenossen der Königin das ersuchte Geld vorgestreckt hätten, vernimmt man nicht. Ein in seiner Persönlichkeit steckender Grundfehler Christians II war das Prahlen mit seinen Geldmitteln, was Fürsten und Kriegsobristen zeitweilig wirklich zu umfassenden Rüstungen veranlaßt hatte, und seine Gegner zu entsprechender Defension, an der holsteinischen Grenze wie in Lübeck. Aber alles brach um so haltloser zusammen, als offenbar wurde, daß der König in Wahrheit ein armer hilfsbedürftiger Mann geworden war.

Die Übergabe von Kopenhagen (6. Januar 1524) hatte sich nicht aufhalten lassen, und Christians II letzte Stütze in Dänemark war damit einstweilen zerbrochen. Als ein mißtrauisch betrachteter Emigrant lebte er mit seiner Familie in dem Städtchen Tier, in dem seither als „Hof von Dänemark“ bezeichneten Anwesen. Einige seiner Diener, wie der vom Niederrhein stammende Johann von Weeze, erwählter Erzbischof von Lund, und der Sekretär Cornelius Schepper traten später in kaiserliche Dienste. Die vielgeprüfte Isabella erlebte noch die Freigabe des Sundes und den Frieden zwischen den Niederländern und Hanseaten (Ende 1524), aber keine Rückkehr nach Dänemark. Am 18. Januar 1526 ist sie gestorben. Ihre Tante Margarete übernahm zum zweiten Male ein Haus von Waisenkindern.

Auch für Karl blieb die dänische Sache eine neue große Sorge. Er wollte die dynastischen Ansprüche seiner Familie in irgendeiner Form festhalten und ließ schon auf dem Verhandlungstage von 1524 von kaiserlicher Oberlehnherrschaft sprechen. Aber das machte nicht einmal den Hanseaten Eindruck, geschweige den Nordländern. Die Boten Margaretes verständigten sich im Interesse des niederländischen Handels noch „unter den Augen der kaiserlichen Vertreter“ mit deren dänischen Begnern, so daß schon jetzt mit peinlicher Deutlichkeit hervortrat, daß die wirtschaftlichen Wünsche der Erblande den Interessen der kaiserlichen Reichs- und Hansestädte unvereinbar gegenüberstanden.

Daß die deutschen Reichsstände die Wahl eines römischen Königs erwogen, ist angesichts der zunehmenden Beunruhigung der Lande nur zu verständlich. Denn es gärte in allen Ständen. Die Grafen, Herren und Ritter hatten den

Reichstag mit ihren Eingaben und Klagen bestürmt. Franz von Sickingen, in mehrfacher Hinsicht die modernste Erscheinung unter ihnen, ein Condottiere fast italienischen Stils, dem nur die reichen Auftraggeber fehlten, war aus dem kaiserlichen Dienst wieder ausgeschieden, ohne in seinen namhaften Restforderungen befriedigt zu sein. Er zog einen Schwarm erregter Ritter an sich und dazu Haufen von Landsknechten, die ihm wie früher zuliefen. Mit Huten zusammen beschäftigten ihn Pläne über die Einziehung des Kirchengutes zugunsten der wackeren Ritter. Es war sehr überflüssig, dabei von den Interessen deutscher Nation zu reden, und sehr mißbräuchlich, unter dem Titel „dem Evangelium eine Öffnung zu machen“ zu einem wilden Pfaffenkriege auszugehen, obwohl wir noch sehen werden, welche Rolle auch im formulierten Bekenntnis bald der Kampf gegen das geistliche Fürstentum spielen sollte. Nachdem Sickingen Herrn Richard von Greiffenklau, Erzbischof von Trier, im August 1522 die Fehde erklärt hatte, schlug er noch im September los. Nach der ersten Überraschung hielten sich die Bischöflichen. Dann kam Hilfe von den fürstlichen Genossen in Hessen und der Pfalz. Das Reichsregiment verurteilte die eine Selbsthilfe so gut wie die andere. Auch der Kaiser hatte Sickingen abgeschüttelt. Die Fürsten aber als die am meisten gesammelte Macht blieben siegreich. Die ritterlichen Häuser und Burgen wurden berannt und zerstört. Zuletzt der Landstuhl bei Kaiserslautern, wohin Sickingen sich zurückgezogen hatte. Als die Fürsten am 7. Mai 1523 die zur Ruine zertrümmerte und verbrannte Burg betraten, fanden sie den Sterbenden in einem Keller gebettet — das ergreifende Ende eines ganzen Standes, der sich in die Gegenwart nicht mehr finden konnte, soweit er sich nicht in den neuen fürstlichen Beamten- und Offiziersdienst einfügte.

Es ist hier nicht der Ort, die noch viel weiter um sich greifenden, unendlich vielgestaltigen, in ihren Wurzeln ebenso vielfältig genährten kleinbürgerlichen und bäuerlichen Bewegungen darzustellen, da der Kaiser sich nicht unmittelbar damit zu beschäftigen hatte; auch nicht anders von ihren Rückwirkungen betroffen wurde als durch die Verschärfung der Abwehrstimmung gegen die ketzerischen Bewegungen in den Niederlanden und in Österreich, sowie durch die Behinderung der Bewegungsfreiheit Ferdinands in Tirol, die den Venezianern nicht entging. Jede Formel, auf die man die Bewegung des sogenannten Bauernkrieges einseitig oder vorwiegend hat bringen wollen, ist unzulänglich. Es liegen wirtschaftliche, mehr noch soziale und gefühlsmäßige, in weitem Umfange auch politische Verhältnisse zugrunde. Die Auseinandersetzung mit den entstehenden Landesherrschaften übte auch hier einen nicht zu unterschätzenden Einfluß. Daß die allgemeine Stimmung der Nation, von der die Reformation

als Ganzes so gut Folge wie Voraussetzung genannt werden kann, an der Verallgemeinerung der Bewegung und der Formulierung der bäuerlichen Forderungen auf das Stärkste beteiligt war, kann einem Zweifel nicht unterliegen. Der Vergleich des deutschen Bauernkrieges mit der etwas älteren, ganz vorwiegend politischen Bewegung der castilischen Comuneros und mit der noch schärferen Germania in Valencia, in die auch Klassengegensätze hineinspielten, ist sehr lehrreich für das immerhin vorwiegend agrarische und primitiv religiöse Wesen der Bewegung in Deutschland. Hörte man im Jahre 1522 aus dem Elsaß schon von dem „Aufgang des Bunschuhs“, das heißt der Bauernsache, die dies Symbol der Bauerntracht auf ihre Fahnen setzte, so züngelten im Oberland noch im Laufe der Jahre 1523 und 1524 an manchen Stellen kleinere Erhebungen auf, um im Winter 1524/25 in die ganz Südwest- und Mitteldeutschland ergreifenden Unruhen einzuströmen. Kriegsgewohnte Landsknechte in den Bauernhaufen machten diese zeitweise furchtbar. Aber der Mangel an Führung ließ auch diese Erhebung vor dem entschlossenen Auftreten der Fürsten im ganzen Bereich von der Donau bis zum Mittelrhein zusammenbrechen. Es ist für unseren Zusammenhang wichtig, erneut festzustellen, daß die alte Stütze der bayerischen und habsburgischen Macht, der Schwäbische Bund, sich dabei als überaus wirksames politisches Instrument, auch zur Behauptung Württembergs bewährte — wirksamer als der Regensburger Konvent süddeutscher Bischöfe mit Bayern vom Juli 1524, den Karl im Herbst durch Ferdinand belobte.

Niederdeutschland war zur Zeit weder von der dänischen Sache noch von dem Bauernkrieg ernstlich in Mitleidenschaft gezogen. Auch die kriegerischen Wirren in den Niederlanden, vor den Toren des Bistums Münster, zuckten höchstens nach Ostfriesland hinüber. Noch weniger die religiösen Erregungen, an denen es in den Niederlanden so wenig fehlte, wie in dem übrigen Reich. Allerdings wütete der innere Krieg in den nördlichen Gebieten jahrelang auf das Entsetzlichste, aber aus anderen Gründen. In Friesland mußte die ganze Arbeit Herzog Albrechts in den Tagen Maximilians noch einmal gemacht werden. Aber die Energie des Georg Schenk von Lautenburg und des Josse von Crueningen wurde endlich der Lage und der unaufhörlichen Quertreibereien der Geldrischen Herr. 1522 konnte Dverysse, 1524 Friesland befriedet den Niederlanden wirklich einverleibt werden. Ungünstiger stand es um den alten französischniederländischen Grenzkrieg in Artois. Diese Grenzgebiete waren seit mehr als einem Menschenalter ebenso sehr der Schauplatz französisch-englischer Auseinandersetzungen, wie ein umstrittenes Glied von Burgund.

Damit kehren wir zu den europäischen Dingen zurück.

Wolseys staatsmännische Einsicht hatte seinem Lande den Frieden erhalten wollen. Das war ihm, wie wir gesehen haben, nicht gelungen. Der Krieg sollte aber wenigstens bis 1523 oder gar bis 1524 hinausgeschoben werden; so wollte es ja auch jener Staatsrat von Brügge. Die höfischen Feste und persönlichen Besprechungen der Monarchen und ihrer Umgebung scheinen das alles aber wieder über den Haufen geworfen zu haben. Gereizt durch das englandfeindliche Auftreten des Herzogs von Albany in Schottland, mehr vielleicht noch durch die gehobenen eigenen Stimmungen, hatte man den Krieg in Artois und Picardie noch im Herbst 1522 recht eigentlich wieder vom Zaun gebrochen. Englische Truppen unter Graf Surrey, und niederländische unter Büren, drangen nach vergeblicher Belagerung von Hesdin tief in das wehrlose Land ein, bis der Winter, Krankheiten und Verbrauch der Mittel das Heer zu ruhmlosem Rückzug zwangen — wirklich einer jener zwecklosen, schlecht überlegten und darum erst recht kostspieligen Kriegszüge dieser Jahre. Margarete hatte ihre liebe Not bei den Verhandlungen über die Kriegskosten mit den Ländern und noch mehr mit den Generalstaaten im Frühjahr 1523 zu Mecheln. Ihre zornige Energie wollte die Stände, insbesondere die widerstrebenden Städte von Brabant, mit Gewalt zwingen und beging dazu noch die Unvorsichtigkeit, über die Köpfe der hohen Herren vom Staatsrat weg zu regieren, was ihr früher und später bittere Auseinandersetzungen eintrug. Wolsey aber suchte aus dem französischen Krieg um so rascher wieder herauszukommen, als schon im September 1522 auch von Schottland aus ein auf den ersten Blick ernsthafter Angriff auf England erfolgt war. Dieser kam dann zum Stehen. Aber die Kriegslust Heinrichs VIII flammte alsbald wieder mächtig auf, als sich die Anzeichen dafür mehrten, daß der erste Pair von Frankreich, der Eroberer von Hesdin, der Connétable Karl von Bourbon, sich gegen seinen König erheben werde, um an der Seite von England und Spanien die Krone Frankreichs zu zerbrechen.

Der Kaiser in Spanien

Karl hatte sich inzwischen ganz seinen spanischen Königreichen zugewandt. Er sollte nun volle sieben Jahre, vom Sommer 1522 bis zum Herbst 1529, in Spanien weilen, und man pflegt zu sagen, daß er in dieser Zeit zum Spanier geworden sei. Das ist nur bedingt richtig.

Denn auch Spanien war von der burgundischen wie von der italienischen Kultur berührt und erfuhr diesen Einfluß täglich. Der Chronist Santa Cruz